

(Nachdruck verboten.)

## 2) Frau Pilatus.

Von Oscar Madsen.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

„Sie sind der Bankbeamte Winther?“ fragte der Verhoffene freundlich, beinahe flüsternd.

„Ja, das bin ich,“ antwortete Winther.

„Wann sind Sie geboren? Jahr und Tag?“

Winther gab ein wenig erstaunt diese Daten an.

„Wer sind Ihre Eltern?“

„Warum fragen Sie mich danach?“

„Das gehört dazu, dann sparen wir die Mühe drinnen. Wir haben im Generalregister nachgesehen, aber da finden Sie sich nicht. Sie sind also vermutlich noch nicht vorbestraft?“

„Nein, das bin ich nicht,“ antwortete Winther, und hatte Lust, dem verschoffenen Kavaliere ins Gesicht zu schlagen.

„Geschieht das auf Ordre des Assessors?“ fügte er hinzu.

Der dünnhaarige Herr nickte und glitt friedfertig wie er gekommen war, wieder fort. Jergendwohin, jenseits der Mysterien der „Schränke“.

„Das hier ist ziemlich unverschämt,“ äußerte der Bankbeamte ziemlich laut nach dem Aufsichtsbeamten gewandt.

Dieser bedeutete ihm, zu schweigen.

„Achten Sie auf Ihre Worte, Herr Winther!“ —

„Da ist gewiß der Assessor.“

Die Eingangsthüre schlug krachend an die Wand und in rauschender Geschwindigkeit fuhr ein Heiner, gewandter, halbfahler Herr durch den Wartesaal, ohne nach rechts oder links zu sehen und ohne die ehrerbietig grüßenden Beamten zu beachten.

Vor dem Gang mit den „Schränken“ warf er einen flüchtigen Blick auf Winther.

Und der Bankbeamte ließ sich als wohlgezogener Mann zu einer leichten Verbeugung verleiten.

Der Assessor maß ihn von oben bis unten — ohne wiederzugrüßen und verschwand in der Kriminalkammer.

Eine halbe Stunde später kam der friedfertige, dünnhaarige Herr von vorn wieder zum Vorschein und gab dem Beamten Lassen einen Wink.

Dieser nickte Winther zu.

„Ja, wollen Sie mit nun folgen, Herr Bankbeamter!“

### II.

Der Bankbeamte folgte seinem Begleiter, den Weg entlang zwischen den „Schränken“, deren Thüren gerade mit kräftigen Fußritten seitens der Gäste bearbeitet wurden.

„Das sind wirklich ein paar nette Lokalitäten,“ warf Winther im Vorbeigehen, zu seinem Begleiter gewandt, hin.

Der Aufsichtsbeamte antwortete nicht, begnügte sich, ein steifes Lächeln aufzusetzen, das alles Mögliche bedeuten konnte.

Dann öffnete er die Thür zur Kriminalkammer, ließ Winther zuerst hineingehen und pflanzte sich als Schildwache vor die Thür.

Der Zeuge stand in einem düsteren, engen Zimmer, das halb im Dämmerlichte des schmutzig grauen Tageslichtes lag, das von dem erbärmlichen Gäßchen hineinfiel, auf das die Fenster der Kriminalkammer mündeten. Eine schmale Mahagonischranke teilte das Zimmer in zwei Hälften. Rechts stand eine große Vornholmer Uhr, wie ein schläfriger Obelisk und tückte ihr einförmiges Tictac.

Der Kriminalgerichts-Assessor saß an seinem eleganten Schreibtisch mit dem Rücken gegen die Fenster, sodas seine eignen Augen im Schatten lagen, während das Licht auf die Augen dessen fiel, der vor der Schranke stand. Neben dem Schreibtische des Assessors stand ein einfacher Arbeitstisch, an welchem der dünnhaarige, verschoffene Herr, der Winthers Geburtsjahr und Geburtstag aufgeschrieben hatte, über ein mächtiges Protokoll gebeugt saß. Rechts und links von der Vornholmer Uhr saßen auf ein paar Holzstühlen zwei uralte Weisiger, die blinden und weißen Eulen glichen, die ein paar Menschenalter hindurch in dem abgelegenen Bauer eines Zoologischen Gartens gelebt hatten. Sie wandten die Augen vom Lichte weg und schienen zu schlafen. Nur hier und da verriet ein leises, diskretes Flüstern, daß überhaupt Leben in

ihnen war. Sie hatten einen Spudnapf in ihre Mitte gepflanzt, unmittelbar vor den Untersatz der Uhr.

Winther trat vor die Schranke und verneigte sich höflich vor dem kleinen halbfahlen Untersuchungsrichter, der gemächlich in seinen Stuhl zurückgelehnt lag.

Krog grüßte nicht wieder, sondern fragte den dünnhaarigen Protokollführer nachlässig:

„Wie war das? Haben Sie die Generalien des Bezichtigten aufgenommen?“

„Jawohl, Herr Assessor!“

„Des Bezichtigten?“ unterbrach Winther, mit einem Rest von Mut, der ihm noch dem hochfahrenden Ernst des Kriminalgerichtshofes gegenüber geblieben war.

„Ja war der Meinung, daß ich hier als Zeuge auf-trete!“

„Na ja,“ gab Krog mit einer leichten Handbewegung zu, „das kommt übrigens alles auf eins heraus.“

Winther hatte ein paar entzifferte Aeußerungen in Bereitschaft, aber er schwieg still unter dem eisigen Blick des Assessors.

Der Untersuchungsrichter begann in einem Stoß Papiere zu blättern, während Winther vor der Schranke stand und sich darüber wunderte, daß man ihm keinen Platz auf einem der Stühle anwies, die — zu dem einen oder dem andern unbegreiflichen Zweck — an der Wand aufgestellt waren.

Des Assessors Untersuchung der Papiere dauerte höllisch lange.

Endlich sah er auf und warf Winther einen bösen Blick zu.

„Sind also nicht vorbestraft, sehe ich,“ sagte er.

Er sah aus, als ob er in Gedanken hinzufügte: „Na ja, einmal muß man doch anfangen.“

Winther nahm sich zusammen — mit einer Energie-Entsagung, die ihm überraschend schwer fiel, und sagte:

„Danach hat sich ja gerade der Herr dort“ — er nickte zu dem Protokollführer hinüber — „auf eine so überaus delikate Art erkundigt.“

„Wollen Sie schweigen!“ sagte Assessor Krog kurz und brutal.

Er stand auf und schlug mit seiner geballten Faust auf die Platte des Schreibtisches.

„Wollen Sie das Gericht beleidigen? Goffentlich nicht! Wissen Sie, warum Sie hier stehen, oder wissen Sie es nicht? Wie beliebt?“

„Ich stehe hier, weil ich als Zeuge hier heraufgerufen wurde,“ antwortete Winther geduldig.

Wie er in diesem Augenblicke aussah, hätte es ihm sicherlich jeder zugetraut, daß er sich nicht mit seinem vollen Einverständnis an diesem Orte befand.

Ueber das Antlitz des Untersuchungsrichters glitt ein schwacher Schein von Zufriedenheit, angesichts der plötzlichen Demut des Zeugen.

Er ergriff ein kurzes Lineal, mit dem er lebhaft gestikulirte, während er nun das eigentliche Verhör, den ersten Teil des Festes, begann.

„Ich habe gestern Ihren Kollegen, den Bankbeamten Möller, festgenommen.“

Winther nickte bestätigend.

„Der Arrestant Möller hat mich selbst aufgefordert, Sie als Zeugen seiner vermeintlichen Unschuld hier vorzuladen. Ich habe ihm den Willen gethan, aber ich schide die Bemerkung voraus, daß für mich nicht der geringste Zweifel darüber besteht, daß der Arrestant Möller der wirklich Schuldige — oder richtig gesagt: der Hauptschuldige — an dem großen Betrüge in der Volksbank ist. Alle Indicien sprechen gegen ihn. Da er sich auf Sie als Zeugen seiner Unschuld berief, und da Sie ja gewiß in derselben Abteilung der Bankbuchhalterei gearbeitet haben wie er, so leugne ich nicht, daß auch auf Sie ein verdächtiges Licht fällt. Ich rate Ihnen, meine Fragen klar und rückhaltlos zu beantworten. Jeder Versuch, auszuweichen oder zu leugnen, würde für Sie selbst gefährlich sein. . . . Verstehen Sie? . . .“

Wieder verneigte sich Winther.

Assessor Krog fixierte ihn ungefähr eine Minute lang und fragte dann:

„Gatten Sie Gelegenheit, die Buchhalterei und Rechnungsablegung des Arrestanten Möller zu kontrollieren?“

„Ich hatte keine solche Kontrolle über seine Bücher.“  
 „Sie führten doch gewöhnlich selbst dieselben Rechnungen?“  
 „Wir wurden beide gemeinsam kontrolliert.“  
 „Sie sind ein naher persönlicher Freund des Arrestanten Möller?“

„Wir verkehrten mit einander, wie Kollegen in einer Bank wohl in der Regel mit einander verkehren.“

„Keine Ausflüchte! Kam er in Ihr Haus?“

„Er ist ein einziges Mal mein Gast gewesen.“

„Gut.“

Der Assessor gab dem Protokollführer einen Wink und begann zu diktieren, während die Feder des Sekretärs willig über das Papier zu laufen begann:

„Erschienen war der Bankassistent Karl Theodor Winther, geboren am 17. August 1864, und nicht vorbestraft. Der Komparent gab nach einigen Ausflüchten zu, ein naher persönlicher Freund des Arrestanten Möller zu sein, den er sogar als Gast in seinem Hause empfing. Er giebt ferner zu, in der Volkshank, genau in derselben Abteilung wie der Arrestant Möller, beschäftigt und so im Stande gewesen zu sein, über dessen Rechnungsablegung volle Kontrolle üben zu können, wenn auch der Komparent . . .“

„Wie beliebt?“ rief Winther in der Unschuld seines Herzens aus, unbekannt wie er war, mit diesem alten plumphen kriminalistischen Kniff, vorsätzlich verkehrt zu diktieren.

„Na ja . . . Wenn auch der Komparent, was für die vorliegende Sache nicht die geringste Bedeutung hat, behauptet, daß sowohl der Arrest— der Komparent, sowie der Arrestant Möller, unter gemeinsamer höherer Inspektion standen.“

Der Assessor hörte mit dem Diktieren auf und warf Winther einen Blick zu.

„Nicht wahr, so sagten Sie ja wohl?“

„Es waren bei weitem nicht meine Worte!“

Krog lächelte überlegen.

„Sind Sie Untersuchungsrichter oder ich? Sie geben die Erklärung ab, ich formuliere sie; der Sinn wird derselbe, das Resultat auch.“

Und er trommelte mit dem Lineal auf der Platte des Schreibtisches, während der Sekretär die letzten Zeilen des Diktates zu Protokoll nahm.

„Du barmherziger Gott!“ sagte Winther zu sich, während kalter Schweiß auf seine Stirn trat. „Ist dies der Sinn und soll es in der Weise weiter gehen? Wer nur erst gesund hier heraus wäre!“

„Ich dürfte wohl nicht um ein Glas Wasser bitten,“ sagte er laut.

Die Junge flehte ihm schon am Gaumen.

„Mit größtem Vergnügen,“ antwortete der Assessor in verbindlichem Ton.

„Lassen, schaffen Sie eine Karaffe und ein Glas herbei.“ Der Untersuchungsrichter selbst benutzte die Gelegenheit, einen Schluck aus dem Glase Porter zu nehmen, das er auf dem Schreibtisch hinter einem paar schwerer Follanten stehen hatte.

Der Junge bekam Wasser und nippte am Glase.

Der Assessor sah zu mit einem dämonischen Lächeln, das so ungefähr ausdrückte:

„So, ho, Dich bekomme ich gewiß bald mürbe!“

Es dauerte doch länger, als er glaubte. Gut und gern drei Stunden zog das Verhör sich hin. Und mit allerhand Kniffen suchte der Assessor die Sache so zu drehen, daß der Komparent um die von dem Arrestanten Möller verübten Verträge gewußt haben mußte, oder er mußte auf die eine oder andere Weise daran teilgenommen haben.

Wenn auch nicht in klarem Bewußtsein, so doch gleichsam nach stillschweigender Uebereinkunft suchte der Assessor Krog zu loden.

Das Resultat bleibt das gleiche.

„Der Komparent“ — von Zeugen war schon gar keine Rede mehr — blieb bei der Behauptung, daß er nicht die leiseste Ahnung von den vorgekommenen Betrügereien habe. Er glaubt übrigens auch, daß der Arrestant Möller vollständig unschuldig sei.

„Warum glauben Sie das?“ fragte der Assessor grimmig, auf ihn herabschneidend, wie ein Jagdfalke auf ein Huhn.

„Na ja . . . warum ich es glaube . . . warum ich es glaube?“

Winther stotterte.

„Ja . . . gerade . . . warum glauben Sie das?“

(Fortsetzung folgt.)

## Tod und Begräbnis im Volksglauben.

Um alles Thun und Lassen des Menschen rannte sich ehemals üppig wuchernd der Aberglaube, um nichts aber so sehr wie um Tod und Sterben. Und noch heutigen Tages giebt es eine Unmenge abergläubischer Ideen und Praktiken, die mit der dunkelsten Stunde im Menschenleben zusammenhängen, und die aufzufassen sind als verhältnismäßig harmlose Ueberreste aus Zeiten, in denen der Mensch die Welt erfüllt glaubte von magischen Kräften, und in denen er ängstlich bemüht war, weder einen ehemals und für ihn auch jetzt noch mächtigen Toten noch irgend ein göttliches Wesen zu erzürnen und so Schaden auf sich und sein Haus herabzuziehen.

Wir wollen versuchen, die wichtigsten Vorstellungen, die sich auf Tod und Begräbnis beziehen, und die gegenwärtig noch im Volke leben, zusammenzustellen, und zwar an der Hand einer sehr fleißigen Kompilation von Prof. Adolf Buttle: „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart“ (Berlin 1900, Wiegandt u. Grieben). Eine Erklärung der oft höchst seltsamen Gebräuche und Vorschriften läßt sich meist nicht geben, da sie ihr Vorhandensein oftmals einem einmaligen seltsamen Vorkommnis verdanken, und da es sich bei ihnen meist um die letzten Reste uralter Sitten handelt, die in ihrer Ursprünglichkeit nicht auf uns gekommen sind.

Das Sterben kann nach dem Volksaberglauben durch mancherlei Mittel erleichtert werden. So darf man am Sterbebette nicht flagen, sonst wird dem Kranken das Sterben erschwert. Kranke Kinder muß man daher von der Mutter entfernen. Man darf sich auch nicht zu Füßen des Sterbenden stellen, und in dem Kopfkissen, auf dem der Kopf des Kranken ruht, dürfen keine Nähnadeln sein. In Bayern und Franken glaubt man, daß man auf einem geeerbten Bett nicht ruhig sterben könne, weil darauf schon jemand gestorben sei. Wenn jemand im Sterben liegt, so muß man die Uhr stehen lassen. Dem Sterbenden wird in manchen Gegenden eine schwarze Lorettolozette vorgehalten, um die bösen Geister zu vertreiben, oder man betropft ihn mit dem heißen Wachs der Kerze. Man giebt ihm auch wohl eine brennende Kerze in die Hand und setzt ihm ein Lorettolätzchen (eine geweihte, enge Mütze) auf, das über die Ohren gezogen wird, damit er die Einflüsterungen des bösen Geistes nicht höre; dabei wird mit dem Lorettolätzchen geklopft; soweit dessen Schall dringt, so weit haben die bösen Geister keine Macht.

Kann jemand nicht sterben, so legt man ein geweihtes Kräuterbüschel unter seinen Kopf, oder man bedeckt ihn mit einem aus einem Grabe ausgegrabenen schwarzen Tuche, oder mit dem Laus- oder Hochzeitskleide des Sterbenden, oder man rückt sein Bett von der Wand weg, oder legt ihm etwas Erde auf die Brust. Ein merkwürdiger Brauch ist der in Thüringen, Sachsen, in der Schweiz und anderwärts übliche, daß man dem Sterbenden eine Wibel, ein Gesangbuch, eine — Citrone oder auch nur einen Bogen Papier unter das Kinn legt, damit der Mund nicht offen stehen bleibe, weil sonst der Tote keine Ruhe im Grabe hat, sondern ein Nachgeherer wird, d. h. die anderen Familienmitglieder nach sich zieht.

Ist der Kranke gestorben, so müssen ihm sofort die Augen zugebrückt werden, weil er sonst noch jemand nachholt. In der Stube müssen nach einem überall verbreiteten Aberglauben sofort alle Fenster geöffnet werden, damit die Seele hinausfliegen könne; sie müssen auch bis zum Begräbnis offen bleiben, weil die Seele oft bis dahin im Hause weilt; andernfalls muß die Seele zurückbleiben und spulen. Auch müssen unmittelbar nach dem Todesfall alle Schlafenden geweckt werden, sonst wird ihr Schlaf ein Todeschlaf; Vogeltätige müssen an einen andern Platz gehängt werden, sonst sterben die Vögel. War der Gestorbene der Hausvater, so muß alsbald alles Vieh im Stalle geweckt, aufgeschau und umgebunden werden, sonst geht es ein; man muß auch an die Bienenstöcke klopfen und die Bienen wecken; Wein- und andre Fässer, Wehtruben usw. müssen gerüttelt werden, wenn der Inhalt nicht verderben soll. Man verhängt alles Glänzende und Rote im Hause: Spiegel, Fenster, Bilder, Uhren, bis nach dem Begräbnis mit weißen Tüchern, oder wenigstens die Spiegel, denn wer in diese hineinsieht, der muß sterben.

Noch an demselben Tage, an dem der Herr oder die Frau vom Hause gestorben ist, muß allen Haustieren, besonders den Bienen im Stock, oft selbst den Bäumen im Garten, der Todesfall angezeigt werden, etwa mit den Worten: „Traure nicht, dein Herr ist tot!“, in Baden wird es dem Bienenstock mit der Formel angezeigt: „Imb huse, wie Du g'huset hast; der Meister ich us dem Huse.“ Diese Sitte beweist offenbar, wie schwer man den Tod des Hausvaters empfand, und daß man glaubte, daß nach seinem Tode alles auseinanderfallen müsse, wenn man nicht besondere Zauberformeln gebrauchte.

Auf die Leiche und die Leichentücher darf man keine Thränen fallen lassen; denn sie brennen den Toten wie Feuer, nach einer andern Auffassung stirbt der Weinende bald nach, weil seine Thränen mit ins Grab kommen und ihn die Abzehrung zuziehen. Ueberhaupt soll man die Toten nicht zu sehr beweinen, da man dadurch ihre Ruhe stört. Dieser Glaube findet sich schon in der Edda und im alten Indien. Zahlreich sind die Sagen, daß gestorbene Kinder, mit einem Thränenrüglein in der Hand, der Mutter wieder erscheinen und sie bitten, mit dem Weinen aufzuhören.

Das Leichengewand darf nicht am Sonntag genäht werden, sonst findet der Tote keine Ruhe; es muß auch von dem Verstorbenen

bereits getragen sein, sonst dörrt der Glack aus. In Masaren glaubt man, wie M. Töppen in seinem Buch „Aberglaube aus Masaren“ berichtet, daß der Leiche Schuhe oder Stiefel angezogen werden müssen, weil sie sonst zu spät zum jüngsten Gericht kommt; in Baden dagegen darf es gerade nicht geschehen, da der Tode sonst so lange als Gespenst wandern muß, bis er seine Schuhe zer-rissen hat.

Im Aertum gab man den Toten einen Obolos mit, den man ihnen in den Mund steckte, damit sie dem Charon das Fährgehd für die Fahrt über den Acheron entrichten könnten. Auch heute noch wird in manchen Gegenden (Ost- und Westpreußen, Sachsen, Thüringen, Sausig) der Leiche ein Geldstück mitgegeben. In französischen Gräbern hat man Schädel mit Geldstücken gefunden, die die Inschrift „tributum Petri“ trugen. Die Deutung, daß dem Toten durch das Geldstück sein Eigentum abgelaufen werde, oder daß er es als Lohn erhalte, ist neueren Ursprungs. Dem Toten wird bisweilen auch ein Licht in den Sarg gelegt, damit er beim Erwachen sehen könne; ja im Voigtland giebt man ihm sogar einen — Regenschirm und Gummischuhe mit. Auch Dinge, die dem Verstorbenen lieb waren, legt man ihm wohl ins Grab, so kleinen Kindern vergoldete Äpfel.

Zahlreich sind auch die abergläubischen Vorstellungen, die mit dem Begräbnis zusammenhängen. Ehe der Sarg auf die Bahre ge-setzt wird, wird er dreimal in die Höhe gehoben. Wenn er aus dem Hause getragen wird, setzt man ihn dreimal auf der Thürschwelle nieder, damit der Tote nicht wiedertomme. Der Sarg darf nicht mit dem Kopfe voran hinausgetragen werden, sonst kehrt der Tote wieder: übrigens ein uralter Glaube, der sich auch gegenwärtig bei südamerikanischen Wilden findet. Die Hände oder Stüße, auf denen der Sarg gestanden hat, müssen umgekehrt werden; die Hausthür muß sofort bis zur Rückkehr der Leichenbegleitung verschlossen werden, damit der Gestorbene nicht wieder erscheine und jemand nachhole. Das Herdfeuer muß sofort ausgegossen, das Wasser in dem Ofentopf rein ausgeschöpft werden, sonst kehrt der Tode wieder. — Der Leichenwagen darf nicht mit zwei, sondern muß mit drei Pferden oder Ochsen bespannt sein.

Auf dem Kirchhof muß man sich in acht nehmen, daß man nichts ins Grab fallen läßt, sonst muß man bald sterben. Ist das Grab nicht tief genug, so geht der Tote um. Ueber Sonntag darf kein Grab offen bleiben, auch nicht über Nacht, weil sich sonst böse Geister in ihm verstopfen. Ueber ein offenes Grab muß man zwei Schippen kreuzweise legen, dann haben die Hexen keine Nacht darüber.

Die Leiche eines Menschen, der sich dem Teufel ergeben hat, läßt sich nicht in der gewöhnlichen Stellung mit den Füßen nach Osten be-erdigen, sondern der Sarg dreht sich immer wieder nach Westen.

An den Blumen auf den Gräbern darf man nicht riechen, sonst bekommt man Kopfschmerzen, oder man verliert den Geruch; man darf sie auch, wenn man sie nicht selbst gepflanzt hat, nicht abpflücken; denn der Tote holt sich in der Nacht sein Eigentum. Wenn man Totengeld von einem Kirchhof wegnimmt oder die Leiche herabst, so kommt der Tote in der Nacht und fordert das Gestohlene zurück. —

Karl Quenzel

### Kleines feuilleton.

bl. Früh am Morgen. Jeden Morgen so nach Sieben, wenn Hartwigs noch im schönsten Schlaf lagen, schlug an der Flurthür leise die Glocke an. Jeden Morgen fuhr Herr Hartwig mit einem Kluck aus den Kissen: „Na zum Donnerwetter, die neue Zeitungsfrau! Hast sie denn nu noch nicht gesagt, daß se sich zu Klingeln hat?“

„Wann soll ich es ihr denn sagen?“ maulte Frau Hartwig unter der Steppdecke: „Ich sehe sie ja am Tage gar nicht.“

„Dann steh' jetzt auf und verbiete es ihr.“

„Ich werd' mich schön hüten, so früh aus dem Bett und auf den kalten Korridor rauszugehen.“ Sie kuschelte sich behaglich in die weichen Dämmen.

„Denn schreib' es dem Expediteur, alle Tage vergißt Du es. Du vergißt alles!“

„Na ja, nu schimpf' mir schon am Morgen; ich vergeß' es gar nicht, womöglich bekommt sie aber dann 'n Trödel, das will man doch auch nicht — solche arme Frau.“ Frau Hartwigs Stimme klang äußerst mitleidig, der Mann schien an das Mitleid aber nicht zu glauben, er knurrte in seinen Bart.

„Ich sage es ihr, wenn sie die Quittung bringt,“ versprach Frau Hartwig, „sie muß ja heut oder morgen damit kommen.“

Die Zeitungsfrau kam aber weder heut noch morgen. Statt dessen klingelte sie in der Frühe wieder.

„Dämliches Franzenszimmer!“ schimpfte Herr Hartwig, „ich weiß nicht, was sie sich dabei denkt!“

„Als ob solche Weiber überhaupt denken können.“ Die Frau war auch wütend geworden. „Ich weiß auch nicht, was kann sie sich doch sagen, daß die Leute jetzt noch schlafen wollen.“

„Und jetzt klingelt sie sogar zweimal. Na, da hört ja ver-schiedenes auf.“ Herr Hartwig sah aufrecht im Bett. Er warf seiner Frau einen wütenden Blick zu: „Was haste denn nu nicht an den Expediteur geschrieben? Soll die verfluchte Bimmellei hier den ganzen Morgen gehen?“ Draußen klang die Glocke zum dritten und vierten Male.

„Ich werde ihr mal gleich Bescheid sagen.“ Frau Hartwig sah schon auf dem Bettrand und zog Schuh und Strümpfe an, dann warf sie den Morgenrock über und stürzte hinaus. Es klingelte gerade zum fünften Mal, aber diesmal einen ganzen Triller. Frau Hartwig riß die Thür auf, ihre Augen sprühten: „Sagen Sie mal, sind Sie denn verrückt? Was soll denn das Stürmläuten hier am frühen Morgen? Ueberhaupt jeden Morgen die Bimmellei, das ver-bitte ich mir, das lassen Sie bleiben.“

„Ach Jott, Frau Hartwig,“ die kleine Alte war ein paar Schritt zurückgewichen, sie schien ordentlich entsezt, „ach Jott Frau Hartwig, 's is doch man von wegen bett Se hören, bett id da war, im Fall bett mal Einer 's Blatt stiebtigt und heute hab id nu ooch noch de Quittung.“ Sie hielt ihr den Zettel entgegen.

„Und damit kommen Sie jetzt auch noch? Danum kschdern sie einen aus'm Bett? Na das sezt ja allem die Krone auf.“ Jetzt am frühen Morgen die Quittung!“ Frau Hartwig fand thatsächlich seine Worte mehr.

„Na wenn soll man se denn bringen Frau Hartwig? Wo wir doch jetzt mit de Blätter laufen, und jeder will 's seinigte so früh wie möglich.“ Die kleine Alte war völlig ratlos.

„Am Tage sollen Sie die Quittung bringen,“ sagte Frau Hartwig, „dos ist ja einfach unerhört, jetzt am Morgen mit der Quittung zu kommen. Jetzt bezahl' ich nicht, kommen Sie vormittags wieder.“

„Nott nec, Frau Hartwig, wie Se nu auch sind! Am Tage hab' ich 'ne Keinemachstelle.“ ... Die Alte schlug einen bittenden Ton an.

„Ich bezahle jetzt nicht; was denken Sie denn; so früh am Morgen geht man überhaupt nicht zu anständigen Leuten.“

„Na id renne schon von Ihre Finse an und aufgestanden bin ich um Viere.“ Die kleine Alte seufzte. Wenn man nu am Tag noch mal de Treppen rauf und runter rennen sollte.“

„Ach wollen Sie nun vielleicht auch noch frech werden?“ Frau Hartwig griff nach der Klinke: „Kommen Sie am Tage mit der Quittung wieder, jetzt bin ich überhaupt nicht zu sprechen.“ Sie zog die Thür zu und schloß ab.

„Was läste Dich denn bloß so lange mit der Frau ein?“ Herr Hartwig brummte, als sie wieder in das Schlafzimmern kam. „Laffen Se's Klingeln, kommen Se am Tage, dann bin ich doch fertig mit solcher Perion.“

„Na sie quaddelte doch noch so viel.“ Frau Hartwig war auch übelgelaunt.

„Dann mach' ihr die Thür vor der Nase zu.“

„Hab' ich ja auch schließlich gethan. Na ja, was ist denn die Uhr? Halb achte durch.“ Frau Hartwig gähnte und redte die Arme. „Legt man sich noch mal hin? Nec; das lohnt nicht, die Aufwärterin muß auch gleich hier sein. Ach,“ sie stampfte leicht mit dem Fuß auf, „einen so un den schönsten Schlaf zu kriegen, nu bin ich wieder den ganzen Tag lapu und verstümmt, und das alles bloß um so 'ne Zeitungsfrau.“

### cc. Der Barbierlehrling und die Gasglühlicht-Beleuchtung.

Von den bedeutamen Erfindungen der letzten Jahrzehnte hat sich keine einzige so rasch und so allgemein einzuführen gewußt, wie die Gas-glühlicht-Beleuchtung, die heute wohl in keiner mit einer Gasanstalt versehenen Stadt Deutschlands mehr fehlt. In der ersten Zeit des Auftretens des Gasglühlichtes war man dagegen durchaus nicht davon überzeugt, daß es sich für die Straßenbeleuchtung eignen werde, weil man glaubte, daß die zerbrechlichen und damals noch recht leeren Glühkörper die Erschütterungen, die mit dem Wagenverkehre unanz-nehmlich verbunden sind, nicht würden ertragen können. Und die Versuche, die natürlich zuerst nur in kleinem Umfange angestellt worden waren, gaben den Bestimmten nicht Unrecht. Insbesondere waren die Versuche in Charlottenburg so wenig günstig ausgefallen, daß man schon nahe daran war, die Versuche als mißlungen wieder abzubrechen. Man hatte nämlich zunächst nur zwei Laternen mit Glühlichtapparaten versehen, eine am Amie, die andre am Wilhelms-platz. Während sich nun die Glühkörper der Laterne am Amie ver-hältnismäßig gut hielten, mußten sie am Wilhelmsplatz täglich er-neuert werden. Der Beweis schien geliefert, daß bei weniger guten Pflasterverhältnissen, die Glühlicht-Beleuchtung unrentabel sei. Ein Steppiker jedoch, versuchte den wirklichen Ursachen des großen Glüh-körperverbrauchs am Wilhelmsplatz auf die Spur zu kommen. Er beobachtete daher ganz systematisch die Erschütterungen, denen der Laternenpfehl ausgesetzt war. Zu seinem lebhaften Erstaunen ent-deckte er nun, daß alltäglich, nach Oeffnung eines Barbierladens am Wilhelmsplatz ein Barbierlehrling, dem die Reinigung des Fuß-abtreters oblag, auf der Wühlfläche erschien, um diesen durch An-schlagen an dem bequem nahestehenden Laternenpfehl gründlich aus-zuklopfen. Der Ordnungsliebe des Barbierlehrlings fiel leider dabei auch immer der Glühkörper auf diesem Laternenpfehl zum Opfer. Nachdem der Junge aber auf andre Mittel zum Ausklopfen von Fußabtretern verwiesen worden war, hielten sich die Glühkörper nunmehr ganz ausgezeichnet, und die Stadt Charlottenburg konnte an die anherordentlich umfangreiche Einführung des Gasglühlichtes herantreten. —

— Nur geachtet sein! Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“ aus St. Wendel (Reg.-Bez. Trier): Ein heisterer Fall von Vauern-schlaueit ereignete sich dieser Tage am Billetschalter der hiesigen Eisenbahnstation. Dort erschien eines Tages eine junge Bergmanns-frau aus dem Dorfe Urweiler, die nach ihrem neuen Wirkungstreife

überfiedeln wollte. Auf die Frage des Schalterbeamten, was sie wolle, erwiderte die junge Frau:

„Eich hält' gäre e Willjet for hie un her.“

„Für wohin denn?“

„Et for hie un her.“

„Ja, Sie müssen mir doch sagen, wohin Sie reisen wollen.“

„Gell do, wie gescheit! Wann mer uf der Hochzeitsreif is, do wolle se all wisse, wohie mer fährt. Gem Se mer e Willjet for hie un her!“

Der Beamte glaubte nun, die junge Frau wolle ihn foppen. Da sagt denn die Reisende: „No dann gem Se mer e Willjet for hie un her uf Saarbride.“ Sie erhält die Rückfahrkarte und zahlt dafür 2,20 M. Triumphierend nimmt sie das Billet in Empfang und sagt verschämt lächelnd zu den Umstehenden:

„Eich han en jo doch geuzt: Eich sare jo nore uf Reinkirche!“

Saarbrücken liegt von Reinkirchen 4 Stationen weiter entfernt, und die Rückfahrkarte St. Wendel-Reinkirchen kostet 1 M. —

### Musik.

Arthur Seidl hat dieser Tage dem Reigen seiner Schriften einen neuen viel umfassenden Band hinzugefügt: „Kunst und Kultur. Aus der Zeit — für die Zeit — wider die Zeit! Produktive Kritik in Vorträgen, Essays, Studien.“ (Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler.) Schreiber dieser Zeilen erinnert sich mit Vergnügen der Zeit, da er den jetzt vielgenannten Kämpfer einer modernen Kunst- und Kulturkritik, den derzeitigen Herausgeber der „Gesellschaft“, den vielleicht markigsten praktischen Aesthetiker unserer Tage als einen still theoretischen Verfasser von Abhandlungen kennen lernte, die sich Mühe gaben, die landläufigen Schönheitsbegriffe zu ergänzen; und er gebent mit Freude und Anerkennung auch der weiteren Entwicklungen dieses Autors in seinen verschiedenen Schriften über Richard I., Richard II., Nießsche u. a. Sein jetzt vorliegendes Buch durchmisst weite Spannen, von der unter Seidls Arbeitsband gediehenen „Massenverbreitung guter Schriften“ bis zu einem aktuellen Aufruf zum Zusammenschluß deutscher Kunstreferenten, von „25 Jahren Bayreuth“ bis zu „24 Stunden München“, und von andern zu andern. Uns kommt es hier nicht auf ein Nachzeichnen dieser vielgestaltigen Bilder, nicht auf die leichten Beweise von der Bedeutung und Reichhaltigkeit des Wertes und von der oft bis ins Ueberreichliche und Grelle gesteigerten Redeweise des Autors an. Wir begreifen dankbar seine zugleich statistisch gedrängten und übersichtlich zusammenfassenden Bemerkungen über „Moderne Dirigenten“ u. dgl. m. Wir bedauern, daß er uns auf weite Strecken geistvoller Allgemeinheiten giebt, wo wir — zum Beispiel in dem eben genannten Essay — uns durch konkreteres Eingehen auf die Sache noch enger verpflichtet hätten. Wir bemerken mit Verwunderung, daß Seidl, der selbst einst einen oder den andern mit Ehren genannten Beitrag zur Frage des musikalischen Unterrichtswezens gegeben, diese in freies Erachtens entscheidende Seite der Kunst als eines Faktors neuer Kultur hier kaum gestreift, geschweige denn in den Vordergrund gestellt hat. Wir möchten aber ein Stück aus dieser schriftstellerischen Sammlung als eine besondere und sehr konkrete Originalleistung weiterer Aufmerksamkeit empfehlen. Freunde der Schriften Nießsches werden sich wahrscheinlich der Vorliebe erinnern, mit der dieser einen ihm nahestehenden Komponisten, Peter Gast, zu nennen pflegt. Da nun die Berliner Opernhäuser anscheinend ausgerechnet dazu da sind, uns über die gegenwärtige musikdramatische Produktion im Unklaren zu lassen, so werden uns derlei Aufschlüsse, wie sie hier Seidl über einen einharnen Schaffenden giebt, doppelt wertvoll. („Was dünnet Euch um Peter Gast?“) Einer der selbständigsten und schärfsten Vertreter künstlerischer Prinzipien in der Musikpflege, Dr. Karl Fuchs (der „Danziger Fuchs“), hatte zu Danzig 1891 Gast's Oper „Die heimliche Ehe“ zur Aufführung gebracht und schriftstellerisch erläutert. Seidl macht uns nun nicht nur damit bekannt, sondern auch mit einigen eignen Erinnerungen und mit Stellen aus dem Briefwechsel zwischen Nießsche und Fuchs. Aus diesem kommt auch eine Stelle zur Geltung, die wohl künftig als ein markanter Punkt im Entwicklungszug des Musikverständnisses und der musikalischen Vortragskunst festgehalten werden wird. Seidl führt sie an als einen Hinweis auf Nießsches „bereits degenerierende Musikempfindung“ — was uns hier jedoch weniger angeht. Der Philosoph schreibt an den Musiker im Winter 1884/85: „Der Verfall des melodischen Sinnes, den ich bei jeder Verührung mit deutschen Musikern zu riechen glaube, die immer größere Aufmerksamkeit auf die einzelne Gebärde des Affektes (ich glaube, Sie heißen das musikalische „Phrase“, mein lieber Herr Doktor?), ebenfalls die immer größere Fertigkeit im Vortrage des Einzelnen, in den rhetorischen Kunstmitteln der Musik, in der Schauspielerei-Kunst, den Moment so überzeugend wie möglich zu gestalten: das, scheint mir, ver trägt sich nicht nur mit einander, es bedingt sich beinahe gegenseitig“ usw. Folgerung für uns: jede Ausdrucksprache hat ihre Elemente: die Wortsprache den Satzteil, die Mimik die Gebärde, die Musik das Motiv und der musikalische Vortrag die Darlegung des Motivs oder einiger Motive in der „Phrasen“. Gern hätten wir von Seidl näheres in diesem Sinne gehört. Würde er es billigen, daß man nicht nur einen modernen Komponisten, sondern auch einen Mozart derart mit „Aufmerksamkeit auf die einzelne Gebärde des Affektes“ vortrage, das aller Klaffischen — will sagen: wiedermeierischen Vortragstradition ins Gesicht geschlagen würde? Als jüngst in einem uns hier nicht

weiter interessierenden Konzert die Herren E. Konz, B. Krich und J. C. Streit ein Mozartsches Trio für Klavier, Violine und Bratsche so „phrasierten“, würde es uns nicht verwundert haben, wenn ein Protest gegen diese „Zerreißung“ Mozarts laut geworden wäre. Mögen nun die drei Spieler, zumal der Klavierist, immerhin manches forciert und vielleicht andres wiederum verstant haben: wir würden am liebsten die Nießsche, Fuchs, Gast und Seidl neben uns gehabt und von ihnen vielleicht den Bescheid erhalten haben: „Entweder will die Musik sprechen und deuten — dann thue sie es auch wirklich sprechend und deutlich; oder sie will es nicht — dann danke sie als Kunst ab!“ — sz.

### Aus dem Tierleben.

— Ueber das Vorkommen des weißen Störches in Mecklenburg berichten C. Wühner und G. Globius (Arch. d. Ver. d. Freunde d. Naturgesch. in Mecklenburg, 1902). Die Verteilung über das Land ist eine ziemlich gleichmäßige, doch mag der Osten etwas weniger Störche als der Westen beherbergen. Große Waldgebiete sind spärlicher versehen als die übrigen Teile. Die Ufer großer Landseen haben keine Anhäufung zur Folge, die Küstenstriche sind sparsamer besetzt als das Binnenland. Etwa ein Viertel aller Ortschaften hat mehr als ein Storchnest aufzuweisen; den höchsten Bestand mit 77 Nestern finden wir in dem in der Südes- und Schaaleniederung gelegenen Bauerndorf Weßig. Im ganzen konnten 4054 besetzte und 265 leere Nester gezählt werden. Unter Berücksichtigung nicht zurück erlangter Zählkarten und übersehener Nester dürften wohl 5000 Nester vorhanden sein, die von 9300 alten Störchen bewohnt werden. Daneben übernachten noch zahlreiche Störche nicht ständig in Nestern, sondern auf Bäumen usw., die in der Statistik nicht mit einbegriffen sind. Die Verfasser schätzen die Zahl der Störche, welche sich August 1901 aus Mecklenburg nach dem Süden begaben, auf etwa 22 000 Stück. — („Prometheus.“)

### Humoristisches.

— Seine Krankheit. Doktor: „Nun, wo fehlt's?“  
Kellner: „Ich bin gegenwärtig so ungeheuer nervös, immer wenn ich etwas zusammenrechne, dann stimmt es.“ —  
— Abgelüht. Laura: „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flügel hätt'...“  
Vater: „Jesses, Jesses, machst auf dem einem schon g'nug Lärm.“ —  
— Schlimme Erfahrungen. Ein Hausierer wird mit fünf Personen über einen Fluß gefeßt. Als sie etwa in der Mitte desselben sind, spricht Samuel Weiglstock: „Werd ich mer erlauben, wenn wir sind drüben gelandet, können anzupfeifen mei' Bar.“  
„Warum wollen Sie denn das nicht schon jetzt thun?“ wird ihm erwidert.  
„Nain, Herr, mitten auf'm Wasser is zu gefahrlich.“ — („Regendorfer Blätter.“)

### Notizen.

— Die Berliner Akademie der Wissenschaften verleiht fortan alle fünf Jahre aus der Louisa-Stiftung einen Preis von 3000 Mark für die beste Schrift aus dem Gebiete der amerikanischen Studien. —  
— „Möller Hildebrandt“, ein neues Schauspiel von Max Dreher, geht noch in dieser Saison im Deutschen Theater in Scene. —  
— Hausenwein übernimmt mit dem Beginn der Saison 1903 wieder die Direktion des Intimen Theaters. Das Etablissement soll im Sommer gänzlich umgebaut werden: man will es dann wieder einmal mit einem neuen Genre versuchen. —  
— Strindbergs Drama „Erich XIV.“ erzielte bei der ersten deutschen Aufführung im Schweriner Hoftheater keinen rechten Erfolg. —  
— August Wungerts Musikdrama „Odysseus Tod“ wird diesen Winter im Dresdener Opernhaus gegeben werden. —  
— Die Eröffnung der Winterausstellung der Seceßion („Zeichnende Künste“) wird erst in etwa vierzehn Tagen stattfinden. —  
c. Eine seit Jahrhunderten brennende heilige Flamme. Ein amerikanischer Archäologe hat mit Hilfe einer Karte, die von einem Steintafelchen im Museum der Stadt Mexiko kopiert ist, eine Höhle bei Jesca mit einer Anzahl riesiger Steinbilder und einem Altar, über dem eine Flamme brennt, entdeckt. Diese wird durch natürliches Gas genährt und brennt dort wahrscheinlich seit Jahrhunderten. Es wurden auch viele wertvolle Aztekenreliequien entdeckt und nach San Francisco eingeschifft. Da die Entfernung solcher kostbaren Funde jedoch streng verboten ist, hat die Regierung eine Untersuchung eingeleitet. —